

Günter Grass und die deutsche Buchkritik

Autor(en): **Krättli, Anton**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **49 (1969-1970)**

Heft 8

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-162348>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Günter Grass und die deutsche Buchkritik

ANTON KRÄTTLI

Günter Grass hat für seinen neuen Roman «örtlich betäubt» bisher mehr Tadel als Lob erhalten¹. Zahlreich sind die Einwände gegen das Buch, man greift es in seiner Form ebenso wie in seiner Thematik an, von der behauptet wird, ihrem Anspruch genüge die Durchführung bei weitem nicht. Vor allem wird bewegt Klage darüber geführt, dem Fabulierer der «Blechtrommel» sei der erzählerische Impetus verloren gegangen. Ja es findet sich gar ein Rezensent, der glaubt beklagen zu müssen, dass sich Grass diesmal das «Schwelgen im Anstössigen» versagt habe, das ihm – von anderer Seite – vordem ja vorgeworfen worden ist. Das Gespräch über «örtlich betäubt» hat eben erst begonnen; noch ist es nicht möglich, Bilanz zu ziehen. Hingegen bieten sich hier am konkreten Fall Einblicke in die deutsche Buchkritik. Eine Kennerin ihrer Geschichte sagt von dem Abschnitt, der nach dem Zweiten Weltkrieg beginnt, die Kritik beziehe ihre Massstäbe weitgehend aus zweiter Hand; Norm und Ressentiments nivellierten sie².

Mir will scheinen, es lassen sich drei Gruppen von Vorwürfen gegen «örtlich betäubt» unterscheiden. Es gibt Kritiker, beispielsweise Horst Krüger oder Marcel Reich-Ranicki, die nüchtern konstatieren, im neusten Roman zeige nicht mehr der «urwüchsige Tausendsassa» seine Kunststücklein. Sie schliessen daraus etwas voreilig, Grass habe offenbar die Phantasie, das Temperament und das Selbstvertrauen verloren. Merkwürdige Sätze stehen im Gefüge derartiger Argumentationen, zum Beispiel die lapidare Feststellung, «dass der artistische, der unmittelbare erzählerische Impuls, dem er (Grass) in seinen frühen Romanen allzu bereitwillig nachgegeben hatte, hier ganz und gar fehlt». Also nachgeben darf man ihm nicht allzu sehr, und fehlen darf er auch nicht? Zu erwägen wäre doch immerhin, ob «örtlich betäubt» nicht das Werk eines inzwischen gereiften und – wie der Studienrat Starusch – gezähmten Grass sei: ein literarisches Werk, in dem Zucht und Selbstbeherrschung möglicherweise das Übergewicht haben, während sie in den Frühwerken – in der «Blechtrommel» etwa – noch zu schwach waren oder fehlten. Fatal scheint mir an den Rezensionen, die dieser Gruppe angehören, dass sie auf den Vorwurf hinauslaufen, der Erzähler von «örtlich betäubt» entspreche nicht mehr dem Image, das

man als Kritiker selbst mit aufgebaut hat. Ist das aber ein Kriterium? Grass hat sich gewandelt. Das festzustellen, gibt «örtlich betäubt» zweifellos Anlass; nur heisst das noch lange nicht, die erzählerische Kraft des Autors, die man bisher als eine vollbauchige, rabelaisisch-strotzende gekannt und bewundert hat, sei nunmehr geschwunden.

Eine zweite Angriffslinie geht gegen das zentrale Thema des Romans vor. Die Skepsis, die den Nutzen der revolutionären Tat relativiert und bezweifelt, dass es in den Wirrnissen der Gegenwart darum gehe, Fanale zu setzen, ist einigen Kritikern ganz und gar lästig. Prophylaxe, wie sie der Zahnarzt im Roman nicht nur gegen Karies, sondern gegen die Krisen der menschlichen Gesellschaft anwenden möchte, bereitet einigen Kritikern Langeweile. Zwar muss wohl zugegeben werden, dass unser aller Hoffnung darauf beruht, es werde gelingen, Konflikte frühzeitig zu erkennen, ihre Ursachen auszuräumen und den gebrechlichen Frieden zu wahren. Aber man sieht offenbar nicht gern ausgerechnet Günter Grass in der Rolle des besonnenen Vierzigers, der die jungen Romantiker der Tat taktisch angeht. Ein Satz stehe hier für viele. Er zeigt, wie «unliterarisch» in diesem Zusammenhang argumentiert wird: «Des Beifalls aller Spiesser und Reaktionäre darf Grass – so sehr ihn davor graut – nun sicher sein.» Ist denn das ein ernst zu nehmendes Kriterium?

Eine dritte Gruppe endlich hat es dem Autor, der im September als Wahlkämpfer für die deutschen Sozialdemokraten durchs Land zog, schwer verübelt, dass er seinen neusten Roman zeitgerecht zum Wahlkampf erscheinen liess. Es lässt sich mühelos nachweisen, dass dieser Wahlkampf auch auf die Kritik abfärbte. Kritiker, die der SPD nahestehen und «örtlich betäubt» für misslungen halten, warfen Grass ein unverzeihliches Eigentor vor, da jeder blanke Verriss des Romans eine Schlappe in der Wahlschlacht bedeute. Von rechts tönte es anders. Im «Bayern-Kurier» stellte einer maliziös die besorgte Frage, was man von einer Partei zu halten habe, die sich als Wahlhelfer einen Literaten gefallen lasse, der soeben ein von der Mehrzahl der Fachleute so übel beurteiltes Buch geschrieben habe. In einer Rezension habe ich gar den Verdacht ausgedrückt gefunden, «örtlich betäubt» sei nur darum so «kraft- und saftlos» und ohne alles «Schwelgen im Anstössigen» geschrieben, weil Günter Grass Rücksicht auf den Wunsch nach bürgerlicher Reputation auf seiten seiner sozialdemokratischen Freunde genommen habe.

Masstäbe aus zweiter Hand und Ressentiments auf Schritt und Tritt. Heinz Beckmann, der «örtlich betäubt» einen Roman an der Oberfläche der Ironie nennt, gibt in der Einleitung zu seiner Rezension ganz offen zu, «nicht ganz wenige schriftgewandte Personen» hätten schon lange auf eine Gelegenheit gewartet, dem populären Erfolgsautor am Zeug zu flicken. Ein Überblick über die ersten kritischen Stimmen bestätigt das. Ein völlig ein-

wandfreier Ausgangspunkt ist das zwar nicht. Wer in den Startlöchern lauert, um loszuschossen, kennt längst das Ziel. Wer über ein neues Buch Rechenschaft ablegen, seine Leseerfahrungen sichten und mitteilen soll, kennt es noch nicht, wenn er sich diesen Erfahrungen stellt. Mir scheint zudem, es sei in der Ablehnung des Romans «örtlich betäubt» ein gut Teil Kompensation zu erkennen. Bisher nämlich konnte man aus der Feder der gleichen schriftgewandten Personen, die Beckmann meint, fast nur Grass-Hymnen lesen, wo man Kritiken suchte. Die Probe aufs Exempel liefert übrigens der Luchterhand-Verlag selbst mit der aufschlussreichen Broschüre «Von Buch zu Buch», die Günter Grass in der Kritik zeigen soll und dabei dokumentarisch belegt, dass es vor dem Erscheinen von «örtlich betäubt» eigentlich nur die Überschätzung des Autors oder dann die läppische Attacke (aus politischen oder moralischen Gründen) gab³. Vielleicht ist die von Gert Loschütz zusammengestellte Sammlung einseitig; sie erhebt immerhin den Anspruch, fünf Dutzend der wichtigsten Rezensionen über Grass als Erzähler, Lyriker und Dramatiker zu vereinigen. Wer bisher kritisch war und «Die Blechtrommel» oder «Hundejahre» nicht rundum akzeptierte, der lief in der Tat Gefahr, in die Rolle des Spiessers und Finsterlings gedrängt zu werden; denn angesichts der Lobpreisungen im Superlativ zog er den Verdacht auf sich, es gehe ihm am Ende darum, die Freiheit der Kunst zu beschneiden. Begründet aber wurde das überschwengliche Lob – man kann es an zahlreichen Beispielen bei Loschütz nachprüfen –, indem man nachwies, wie «ungeniert», wie «unbekümmert» und «frech» Günter Grass in seinen frühen Romanen auftritt, unbekümmert um das Literatengerede von der Krise des Romans, ungeniert und frech im Sturm auf noch bestehende Tabus⁴. Ich spreche ihm diese Qualitäten keineswegs ab; aber seine künstlerische Kraft beruht meiner Meinung nach nicht darauf. Und wenn sich nun «örtlich betäubt» weder ganz so unbekümmert noch so ungeniert oder frech gibt, so ist das jedenfalls noch kein zureichender Grund, die Erschöpfung eines Talents anzuzeigen. «Das Buch gibt Pfötchen, anstatt Zähne zu zeigen»: so steht es in der Rezension von Hellmuth Karasek, als ob es ein ernst zu nehmendes Kriterium wäre, dass ein Buch – und besonders natürlich ein Buch von Grass – Zähne zu zeigen habe – was immer das am Ende bedeuten mag.

So muss denn befürchtet werden, dass mehr als die Hälfte dessen, was gegen «örtlich betäubt» ins Feld geführt wird, seinerseits kritischer Prüfung nicht standhält. Die Enttäuschung darüber, dass der Berserker «zahn» geworden sei, lässt höchstens auf Wunschträume der betreffenden Kritiker schliessen, die die Literatur nicht anders denn als Provokation begreifen wollen, aber diesen Begriff viel zu eng fassen. Denn er umfasst weit mehr als bloss das handgreifliche Schockieren. Provokation durch Literatur bedeutet Schärfung des Bewusstseins, und sie bedeutet vor allem Kampf

gegen jede Falschmünzerei und jeden Bluff. Wer ein Sakrileg darin sieht, dass Grass zwischen Engagement und revolutionärer Mache zu unterscheiden trachtet, wird an den Differenzierungen von «örtlich betäubt» wenig Freude haben. Wer das Buch aber unvoreingenommen (vor allem auch unbelastet vom vorwiegend negativen Eindruck, den das Theaterstück «Davor» offenbar hinterlassen hat) als eine heute mögliche Geschichte liest, wird zu anderen Urteilen kommen.

Freilich ist zuzugeben, dass «örtlich betäubt» verglichen mit «Blech-trommel» oder «Hundejahre» weniger vital, intellektueller und bewusster im Einsatz der erzählerischen Mittel ist. So spontan wie Oskar Matzerath erzählt der Studienrat Eberhard Starusch nicht. Es fehlt sodann in der Tat jene unverwechselbare Dichte des Lokalkolorits, die den frühen Romanen eigen ist; es fehlt der Stallgeruch, um es mit einem Wort aus dem Vokabular des Autors zu sagen. Das mag mit einer Feststellung zusammenhängen, die man an den früheren Werken schon machen konnte: Grass ist dort, wo er nicht von Danzig-Langfuhr erzählen, wo er nicht in die Fluten der Vergangenheit eintauchen kann, nicht von der gleichen Fülle der Anschauung. Seine Sprache selbst wirkt dünner und intellektueller. Aber schliesslich geht es in «örtlich betäubt» auch nicht um Grossmütterliches, um Kartoffel-acker und frühe Sinnlichkeit, eher um ein Gewebe aus Reflexionen, um eine Welt der Schlagzeilen und steilen Parolen. Ob da nun nachgerechnet werden kann, dass Grass dem politischen und gesellschaftlichen Credo der jungen Linken Berlins in den Partien, in denen sie in seinen Roman hineinspielt, nicht gerecht werde, sei dahingestellt; immerhin muss man zugeben: Stallgeruch gibt es in diesen Auseinandersetzungen wohl nicht, aber viel Papier; kein abenteuerliches Ausnahme-Danzig, sondern nur die graue Wirklichkeit Westberlins ohne Spielraum. Es zeugt von der politischen Leidenschaft des Günter Grass, dass er dieses Buch geschrieben hat und sich dabei nicht scheute, seinen Zweifel, seine Skepsis, seinen Sarkasmus auch auf die Agitatoren zu richten, die sich im Besitz besserer Rezepte wähnen. Aber es zeigt auch die Gefahr des politischen Engagements für das literarische Werk. Die Debatte bedroht die Darstellung, gefährdet sie, und da sie notwendigerweise doch nur skizzenhaft bleibt, zieht sich Grass zu allem andern noch den Vorwurf der Oberflächlichkeit zu. Man muss die Konsequenzen, die sein Verfahren für seine epische Phantasie und für seine Sprache gehabt hat, am Ende wohl bedauern. Unverkennbar ist jedoch, dass er sich diesen Gefahren ganz bewusst gestellt hat. Noch nie hatte man bei ihm so sehr den Eindruck des Bewussten, des Machens, zuweilen auch des Tricks. Seine früheren Romane, bei denen sich dieser Eindruck ab und zu auch einstellt, wirken spontan, wimmeln geradezu von Figuren der strotzendsten Vitalität, führen weit zurück in der Zeit und weit herum über Land. «Örtlich betäubt» ist demgegenüber streng konstruiert, auf Westberlin festgelegt, auf die

Gegenwart oder jedenfalls die jüngste Vergangenheit konzentriert. Grass verfügt, man weiss es längst, über ein grosses Orchester; in diesem Buch aber erlaubt er ihm kein einziges Tutti.

Haben wir also auf der ganzen Linie Verluste zu buchen? Im Roman «örtlich betäubt» ist ein Grad der Ironisierung erreicht, der sozusagen an die Stelle der prallen Tatsächlichkeiten von einst rückt. Was aber war denn der «urwüchsige Tausendsassa» der «Blechtrommel» anders als ein Erzähler, der in sprachmächtiger Weitläufigkeit den traditionellen Roman ad absurdum führte? Zwischen diesem Roman und Max Frischs «Mein Name sei Gantenbein», zwischen der strotzenden Geschichtenfülle und der konsequenten Abrechnung mit Geschichten ist ein Unterschied nur in der Methode, nicht aber in der Wirkung: Geschichten dienen nicht länger der Illusion, sie zeigen im Gegenteil – sei es in ihrer Auswechselbarkeit oder sei es in ihren überquellenden Protuberanzen – an sich selbst die Fragwürdigkeit der erzählenden Literatur. Grass ist ja auch in der «Blechtrommel» alles andere als ein naiver Erzähler, er tut nur so. In «örtlich betäubt» hat er die Methode geändert; er spielt in diesem Buch nicht mit Geschichten, sondern mit literarischen Techniken. So benutzt er beispielsweise gerade die Technik des Gantenbein-Romans, indem er den Studienrat Starusch verschiedene Versionen seiner Verlobungsgeschichte durchspielen lässt. Er benutzt ferner die Pop-Sprache, die Sprechblasentechnik der Comics, die Aufsätzchenmanier Bichsels, die Slogans der Werbespots. Sein neuestes Buch ist ein ironisierendes Spiel, wenn wir es rein formal betrachten. Der Vorwurf der Oberflächlichkeit ist verständlich (wenn auch kaum gerechtfertigt!), wenn er von einem Leser stammt, der in diesen Kniffen, Anspielungen, Kapriolen und Scherzen mehr sucht als eben die Kunststücklein, die der Erzähler Grass produziert. Sie sind diesmal vorwiegend intellektuell, sie setzen auch einige Kenntnis der modernen «Bewusstseinsindustrie» voraus; aber in ihrer Wirkung gleichen sie durchaus den Kapriolen des Oskar Matzerath. Die freilich hatten mehr Bildhaftigkeit, mehr Saft und Greifbarkeit. Jetzt hat die Ironie Oberhand, jetzt werden die Erfindungen des Erzählers gleichsam im Entstehen selbst schon blossgestellt.

Der Leser braucht einige Zeit, um sich darauf einzustellen. Der erste Teil des Romans wirkt eher weitschweifig, und überspitzt könnte man sagen, so wie «Die Blechtrommel» und «Hundejahre» in ihrem letzten Drittel abfallen, sei «örtlich betäubt» im ersten Drittel nicht auf der Höhe der übrigen Teile. Die Exkurse über Zementherstellung zum Beispiel, die Geschichten um Linda und ihren Vater, den Feldmarschall und Spätheimkehrer, stellen unsere Geduld auf die Probe. Bisher konnte man die Ansicht vertreten, Günter Grass sei als Romancier ein Mann der grossartigen, weit ausgreifenden Anfänge. Jetzt muss man sagen, der Anfang falle ihm eher schwer, weil er nicht in den Brunnen der Vergangenheit hinabsteigen kann,

wo ihm Bilder und Geschichten zuströmen. Man spürt es den kleinen Einschiebseln an, die Kindheit und Mütterliches beschwören: von daher kommt schon der stärkste Strom dieser erzählerischen Phantasie.

«Örtlich betäubt» ist ein Zeitroman, ein Buch, das in die Gegenwart eingreift auf seine Weise, und darum ist es anfechtbar, jedenfalls dem Widerstreit ausgesetzt, der sich auf ganz anderes noch als auf die literarischen Qualitäten dieses Textes richtet. In einer der Rezensionen, die seit Erscheinen des Buches veröffentlicht worden sind, bin ich auf den Ausdruck «Anpassungsideologie» gestossen, womit offenbar die liberale und «nur uneigentlich radikale» Haltung des Studienrats Starusch apostrophiert werden soll. Es fällt nie schwer, von der hohen Warte absoluter Forderungen aus den Kompromiss schlecht zu machen. Solange der Streit aktuell ist, der heute die Befürworter der kleinen Schritte von den jungen Revolutionären trennt, die nicht das politisch Mögliche anstreben, sondern den Umsturz, so lange wird dieses Buch umstritten sein. Aber ist der Roman, der die Situation des Erwachsenen gegenüber der drängenden Jugend zeigt, des Erfahrenen gegenüber denen, die «irgendwas machen» wollen, analog zu der zögernden, besonnen-taktischen Haltung des Studienrats und des Zahnarztes auch in künstlerischer Hinsicht auf Kompromisse aus? Jost Nolte meint – in einer Rezension, die sich um Verständnis und Gerechtigkeit bemüht –, für dieses Thema verschenke Grass seine Chance zu Geniestreichen. Der Generation der Staruschs sei erzählerisch nur mit Tricks beizukommen. Ich möchte dem nicht widersprechen; aber ich möchte auf eine Tonlage des Romans «örtlich betäubt» hinweisen, die – mit Ausnahmen wie Hans Schwab-Felisch oder Werner Weber – von der Kritik meiner Meinung nach zu wenig beachtet worden ist. Es handelt sich um ein konstitutives Element der Erzählung.

Schon auf der ersten Seite spricht der Studienrat von den «mittleren Respektlosigkeiten», die sich seine Klasse erlaubt hat, und damit ist der Ton angeschlagen, der über den Streit um Evolution oder Revolution und vor allem über die zeitgebundene und teilweise banale Auseinandersetzung um Methoden des politischen Kampfes weit hinausgeht. Ein Ton übrigens, in den die Seneca-Zitate sehr wohl einklingen. Ich meine die Sprache des Schul- und Lehrerzimmers, dieses Idiom aus Bildungsdeutsch und etwas Zeitgeist. Scherbaum sagt zu Starusch, der bekanntgegeben hat, er werde sich in Zahnbehandlung begeben müssen, der «leidgeprüfte Entschluss» ehre den Lehrer. Die Schüler bieten ihm Trost aus der Geschichte an, machen ihm Freude, indem sie zeigen, dass sie gut gelernt haben, und bringen das alles mit Vorwitz und «mittlerer Respektlosigkeit» vor. Es gelingt Grass auf Anhieb, diese etwas künstliche, teils burschikose, teils bildungseitel gezierte Sprache zu treffen, und es gelingt ihm ausserdem, in ihr spürbar werden zu lassen, was Starusch und Scherbaum verbindet. Es

ist eine unendlich zarte Beziehung, bei der man am liebsten von pädagogischem Eros sprechen würde, wäre das nicht schon zu feierlich und missverständlich. Aber mag da nun das Chinesisch der Soziologieseminarien hineinspielen, mag die Auseinandersetzung so kleinkarierten Problemen wie der Schülerzeitung und der geforderten Raucherecke im Gymnasium gelten, entscheidend ist diese Beziehung. Grass sieht sie als gegenseitige Neigung; Starusch und Scherbaum erweisen einander Achtung, indem sie einander ernst nehmen.

Mag es denn immerhin sein, dass der Eifer des Politikers Grass den Künstler in arge Bedrängnis gebracht hat. Sein Talent als Erzähler behauptet sich in der Sicherheit, mit der er die Beziehung zwischen dem Lehrer und dem Schüler sichtbar werden lässt. Man kann über manche Einzelheit seines neuen Buches streiten, man mag es aus diesem oder jenem Grund anfechten – in diesem Bereich, der entscheidend und wesentlich ist, triumphiert das grosse Talent.

In der «siebenundzwanzigsten Fröhschicht» der «Hundejahre» – daran sei hier erinnert – wird mitgeteilt, das Autorenkollektiv habe vor, dem Studienrat Oswald Brunies ein Denkmal zu bauen. Aus der Sicht der Schüler wird dort die Welt des Conradinums gezeichnet, zum Beispiel der Pausenhof, auf dem der Studienrat einem Hahn gleich stolziert. Dort schon ist das Verhältnis zwischen Schüler und Lehrer beschworen und in «mittleren Respektlosigkeiten» dargestellt. Noch in «örtlich betäubt» bildet es eine Brücke der Verständigung, nur ist es da von der anderen Seite her gesehen. Nicht der Schüler erinnert sich der behüteten Welt des Conradinums, sondern der Lehrer Starusch erlebt die Schwierigkeiten bedrängender Gegenwart. Und etwas anderes noch unterscheidet «örtlich betäubt» von dem Roman «Hundejahre»: im neusten Buch des Erzählers Grass fehlt die Deskription fast vollständig. Von jenem Studienrat Brunies hiess es:

«Ein Fünziger mit Bärtchen, zigarrenversengt, auf der Oberlippe. Süss alle Barthaarspitzen von immer neuen Malzbonbons. Auf rundem Kopf grauer Filz, in dem oft, einen Vormittag lang, angeworfene Kletten hingen. Gezwirbelte Haarbüschel aus beiden Ohren. Ein Gesicht, durchspannen von Lach-Kicher-Schmunzelfalten. Eichendorff nistete in zerzausten Augenbrauen. Mühlrad, rüstge Gesellen und phantastische Nacht um immer bewegliche Nasenflügel. Und nur in den Mundwinkeln, auch quer über der Nasenwurzel, ein paar Mitesser: Heine, das Wintermärchen und Raabes Stopfkuchen. Dabei beliebt und nie ernstgenommen. Junggeselle mit Bismarckhut und Klassenleiter der Sexta.»

Ein Lehreridyll, ein Kauz, den man liebt, indem man ihn neckt, ihm Streiche spielt. Man geht wohl nicht fehl, unter anderem in Schilderungen wie dieser wiederzuerkennen, was viele Kritiker an «örtlich betäubt» so schmerzlich vermissen. Aber wäre dergleichen denn im Ernst noch möglich und denkbar? Nicht nur, weil Grass jetzt nicht aus der Sicht des Schülers erzählt, weil er ja nicht zurückblickt und in der Erinnerung poetisch wird,

sondern weil – was man bedauern mag – die schnauzbärtigen Käuze unter den Inhabern des höheren Lehramts inzwischen durch die Generation der Staruschs abgelöst wurden, haben sich Klima und Stil geändert. Es ist natürlich vollkommen richtig, das in kritischer Klarheit festzustellen. Aber man sollte dabei doch nicht übersehen, dass die scheue Zuneigung, durch mittlere Respektlosigkeiten und die Kunstsprache der Lehrer und Schüler hindurch erkennbar, eine Realität ist, auf der das Buch «örtlich betäubt» aufbaut. Es mag wohl sein, dass die Optik der Kritik im Blick auf Grass nicht auf dergleichen subtile Qualitäten eingestellt war, weil es in diesem Fall bisher Auffälligeres und Saftigeres zu rühmen gab. Eine aufmerksame Lektüre der frühen Romane wird indessen zeigen, dass die Kritik Ursache hat, darauf zurückzukommen. Der neue Grass ist nicht – wie einige wahrhaben wollen – ein Schatten des früheren.

In seiner Monographie «Der Erzähler Günter Grass» sagt Wilhelm Johannes Schwarz, man versuche seit dem Erscheinen der «Blechtrommel» «besonders in kirchlichen und provinziellen Blättern», dem Erzähler Grass den Schwan zu streichen und nur die Ratte zu sehen⁴. Damit spielt der Verfasser, der – wie man sieht – nicht aus wissenschaftlicher Distanz schreibt, auf die zwei Tiere an, die im Gedicht «Racine lässt sein Wappen ändern» als heraldische Embleme auftauchen. Das Schöne und das Hässliche, das Obere und das Untere, das sie symbolisieren, sind für Grass untrennbar. Racine hört auf, ein Dichter zu sein, wenn er die Ratte aus seinem Wappen verbannt. Mir scheint, die Kritik (nicht nur die «provinzielle!») habe sich in den letzten Jahren allzu ausschliesslich auf dieses Schild eingeschossen: für das Rattenhafte oder dagegen. «Örtlich betäubt» lässt deutlicher als die vorangehenden Werke erkennen, dass diese Perspektive allzu einseitig ist. Der Roman zeigt Grass entschiedener als je zuvor als einen Gegner jeglicher Radikalkur, als einen Feind ideologischer Radikalisierung. Es ist unverständlich, wie man in diesem Zusammenhang von «Anpassungsideologie» sprechen kann. Denn es ist ja gerade das Credo dieses politisch engagierten Erzählers, dass es keine Patentrezepte geben könne, nur den Willen, beharrlich das «Selbstverständliche» zu tun, und vielleicht den Versuch, im Gespräch Brücken der Verständigung zu errichten.

¹Günter Grass, örtlich betäubt, Roman, Hermann Luchterhand-Verlag, Neuwied und Berlin 1969. – ²Anni Carlsson, Die deutsche Buchkritik von der Reformation bis zur Gegenwart, Francke Verlag, Bern und München 1969. – ³Von Buch zu Buch, Günter Grass in der Kritik, heraus-

gegeben von Gert Loschütz, Hermann Luchterhand-Verlag, Berlin und Neuwied 1969. – ⁴Vgl. auch Wilhelm Johannes Schwarz, Der Erzähler Günter Grass, Francke Verlag, Bern und München 1969. Darin vor allem das Kapitel «Übersicht über die Grass-Kritik».